Nr. 19 — Leipzig, den 1. Mai — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Der Sündenfall — Die Suchenden unter unsern Gebildeten und ihre Gewinnung für die Kirche. Briefwechsel eines Lesers mit dem Herausgeber. 4. Dritter Brief des Herausgebers — Eine „Kirchengeschichte Deutschlands" — v. Schulte's Geschichte des Altkatholizismus — Die Annahme der kirchenpolitischen Vorlage im Abgeordnetenhause — Vom Evangelischen Bunde: Kundgebung zur kirchenpolitischen Vorlage — Aus dem Gustav-Adolf-Verein: Siebenbürgen; Baiern; Schottland und Italien — Aus der Heidenmission: Merkwürdige Denkmäler; Religiöse Verwirrung in Japan; Eingeborene Prediger in Indien; Katholische Mission in Ostafrika; Aus Kamerun; Vom Kongo; Notschrei aus Afrika; Allgemeine Missionskonferenz

Der Sündenfall

Ueber das Wesen der Sünde giebt uns noch immer die alte Geschichte vom Sündenfall den besten Unterricht. Keine philologisch-historische Kritik des Alten Testaments wird ihr die innere Wahrheit rauben können, die sich dem christlichen Gewissen von selbst bezeugt. Und es ist wunderbar, wie der tiefe Sinn der Geschichte durch das getroffen ist, was unsre Reformatoren von der Sünde gelehrt haben. Ja, wir mögen's sonst in Verständnis und Auslegung der Bibel, besonders das Einzelne angesehen, weiter gebracht haben: wo es sich um die religiöse Wahrheit darin handelt, bewähren unsre evangelischen Väter einen unübertrefflich feinen Sinn dafür, sodaß es sich immer noch lohnt, bei ihnen in die Schule zu gehen.

Nach Luthers und der Lutherischen Lehre ist die Sünde kurzweg nichts andres als — der Unglaube. Wenn uns das fremd dünkt, so beweisen wir damit nur, daß wir von dem religiösen Empfinden der Reformatoren ein gut Stück abgekommen sind. In einem Leitfaden zur Katechismuserklärung, den ich gerade zur Hand habe, steht, wie zu erwarten, auch eine bündige Aussage über das Wesen der Sünde: „Sünde ist jede Uebertretung der Gebote Gottes." Das lernen nun unsre Kinder auswendig. Was nach evangelischen Begriffen Sünde ist, bleibt ihnen damit verschlossen. Man würde den Kern der evangelischen Lehre besser treffen, wenn man sagen wollte: Sünde ist jede Verachtung der Verheißungen Gottes. An diese Verheißungen glauben — das macht einen Christen, und an sie nicht glauben — das ist Sünde. Sünde ist Unglaube.

Wie das gemeint ist, weiß ich nicht besser zu zeigen, als an der Geschichte vom Sündenfall. Womit hebt die listige Schlange ihr Verführungswerk an? Sie äußert Zweifel und weckt Zweifel: „Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?" — Woran weckt sie Zweifel? An der väterlichen, fürsorgenden, seine ganze Haltung gegen die Menschen bestimmenden Liebe Gottes. Und nachher, als das Weib über die thatsächliche Lage, die ganz und gar eine Erfahrung seiner Güte war, Auskunft gegeben, auch seiner wohlgemeinten Warnung vor dem Einen Baum (dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen) gedacht hatte: „Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret's auch nicht an, daß ihr nicht sterbet" — da setzt die Schlange eben bei dieser göttlichen Warnung weiter ein, ob's ihr gelingen möchte, das Gottvertrauen der Menschen zu vergiften: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tags ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist." Und es gelang der Schlange.

War das Sünde, wenn die Menschen werden wollten wie Gott? Nein; sie sollten's ja werden, sollten's sein: geschaffen zu Gottes Ebenbilde. War das Sünde, wenn sie wissen wollten, was gut und böse ist? Sie sollten es erfahren; dazu stand der verbotene Baum im Garten. War das Sünde, daß die Lust zu essen in Evas Seele aufstieg, daß sie anschaute, nahm und aß und gab ihrem Manne auch davon, und er aß? Gewiß, das war Sünde; das war Uebertretung eines göttlichen Gebots. Aber als es dazu kam, war die Sünde schon eine Macht geworden in ihren Herzen; ehe sie noch einen Bissen zum Munde führten, die Hand nach der verbotenen Frucht ausreckten, waren sie schon Sünder geworden. Von dem Augenblick an, da sie aufhörten ihrem Gott über alle Dinge zu trauen, der Schlange mehr Glauben schenkten als ihm, waren sie gefallen: denn Sünde ist Unglaube, ist Mißtrauen gegen Gott; Sünde sieht in Gott eine neidische, grausame, tückische, feindselige Macht, der man aus dem Wege gehen müsse, wenn man sein Glück finden wolle, und ja nicht ihr den Willen thun!

Weil denn Sünde in ihrem innersten Wesen nichts andres ist als Unglaube, Mißtrauen gegen Gott, darum ist auch Gerechtigkeit nichts andres als Glaube, Vertrauen zu Gott. Und hier liegt der Schlüssel zur protestantischen Rechtfertigungslehre: Allein durch den Glauben! Hier liegt auch der Schlüssel zu jener erlösenden Antwort auf die Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Glaube an den Herrn Jesum Christum!

Wo Glaube an Christum, da ist Glaube an Gott; wo Glaube an Gott, da ist keine Sünde. Denn wer sich mit ganzem Vertrauen seinem Gott hingegeben, der mag gar keinen andern Willen haben als des Vaters Willen; es ist ihm schrecklich, andre Wege zu gehen, als die der Vater gutheißt: Wie sollt' ich ein so groß Uebel thun und wider meinen Gott sündigen? Weil er seine Lust hat an Gott, darum kann er nicht sündigen. Wie ein guter Lutheraner einmal die evangelische Rechtfertigungslehre ausgedrückt hat: „Weil wir selig sind, darum thun wir gute Werke." R

Die Suchenden unter unsern Gebildeten und ihre Gewinnung für die Kirche

Briefwechsel eines Lesers mit dem Herausgeber

4. Dritter Brief des Herausgebers

H. H. In Ihrem letzten Briefe haben Sie in überaus liebenswürdiger Form dem Urteil Ausdruck gegeben, welches in weiten Kreisen gemein ist: die thatsächliche Entfremdung der Gebildeten von der Kirche sei nicht am wenigsten Schuld des geistlichen Standes. Wüßte sich dieser ganz auf den Standpunkt moderner Bildung zu stellen, so würde er damit den Gebildeten die Möglichkeit schaffen, sich auch noch mit Religion und Kirche zu befreunden; so aber finden die meisten von dem Boden aus, worauf sie nun einmal stehen, in die Welt der christlichen Ideen und des christlichen Lebens hinüber die Brücke nicht.

Ich gebe gern — oder vielmehr sehr ungern — zu, daß die Vertreter des geistlichen Amtes, insbesondre durch ihre Stellung zur modernen Bildung, vielfach den Anstoß geben mögen, der weniger Ihnen als manchem andern solche Beschwerden in den Mund legt. Es ist das ein Gedanke, der gewiß jeden von uns zuweilen schwer auf die Seele brennt: Sollte etwa deine Person und Art das Hindernis sein, weshalb dieser und jener, weshalb so viele den Weg zur Kirche, zum Altar, zu christlicher Ueberzeugung und Lebenshaltung nicht finden? Der wäre kein rechter evangelischer Geistlicher, dem solche Skrupel ganz fremd wären. Und darum unterschreibe ich es seufzend, was Sie sagen: „daß das Amt eines evangelischen Geistlichen niemals schwieriger und verantwortungsvoller gewesen ist, als in unsrer Zeit.“ Auf dieser Linie liegen nun große und ernste Fragen der kirchlichen Gegenwart, vor allem die, ob das theologische Studium, die Vorbereitung zum Amte, nicht noch ersprießlicher eingerichtet werden könne als bisher. Aber ich widerstehe der Versuchung, mich heute weiter darauf einzulassen, und knüpfe an die ganze von Ihnen aufgestellte Forderung höchster Leistungsfähigkeit des geistlichen Standes nur noch zwei Bemerkungen.

Erstens nämlich ist es mir immer auffällig gewesen, daß gerade die mit der Kirche und Religion zerfallenen Gebildeten so andauernde und laute Klage gegen die Vertreter des Predigtamtes erheben. Sie gerade sollten, meine ich, am ehesten in der Lage sein, zur Religion und Kirche in ein positives Verhältnis zu kommen, auch wenn der ihnen nächststehende Pfarrer versagen sollte. Sie brauchten sich nur auf ihr allgemeines Priestertum zu besinnen und selbst zu forschen und nachzudenken. Sie können das Neue Testament wohl gar in der Ursprache lesen (oder wenn nicht, so haben auch die des Griechischen Unkundigen neben der Lutherbibel die treffliche Verdeutschung Weizsäckers); sie können das Christentum in seiner Geschichte verfolgen; sie können sich in populäre, ja selbst in wissenschaftliche theologische Werke vertiefen. Warum wollen die „gebildeten“ Protestanten gerade im Punkte der Religion gar so unmündig sein? Wird nicht wahre Bildung diesen und jenen Anstoß, den Kirche, Kultus, Geistlichkeit etwa geben mag, mit Leichtigkeit überwinden, indem sie eben die Kunst ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden?

Zum andern ist es mehrfach von unparteiischer Seite gesagt worden, daß im Punkte allgemeiner Bildung der Stand der evangelischen Geistlichen kaum hinter einem andern zurückstehe. Ich mag das nicht unterschreiben; mir fehlt dazu der Ueberblick über meinen Stand, und noch mehr über die andern. Thatsache ist, daß kaum ein Studium den regeren Geist so zu allgemeinen Studien ansporn, als das theologische. Mancher hat darüber die Kraft verloren, sich zu konzentriren. Und Sie werden mir gern zugestehen, daß die höchste und allgemeinste Bildung den Geistlichen zu segensreichem Wirken nicht befähigt, wenn's etwa im Zentrum fehlt, nämlich an der Religion selber. Sie haben bei Ihrer Forderung, daß der Diener der Kirche sich ganz und voll auf den Boden moderner Bildung stellen müsse, dies natürlich vorausgesetzt, daß derselbe die Kraft lebendigen christlichen Glaubens mit in jene Welt hineinbringen müsse, und so werden Sie es als etwas ganz Selbstverständliches bezeichnen, wenn ich sage: die Grund- und Hauptforderung, die man an einen evangelischen Geistlichen stellen muß, wird immer die bleiben, daß er selbst Religion habe. Das Selbstverständliche ist eben immer das Notwendigste. Es hat gewiß schon mancher Pastor durch die Lauterkeit und Energie seines Christentums die Mängel seiner „Bildung“ reichlich zugedeckt. Solche Mängel sind zu übersehen, zu verzeihen, aber der Ausfall persönlicher Frömmigkeit nicht.

Wie entsteht denn überhaupt Religion im Herzen eines Menschen? Wie wird einer ein Christ?

Diese Frage läßt sich für alle Stände und Lebenskreise, für Gebildete und Ungebildete, in einem Atem beantworten. Religion ist nach evangelischer Lehre für jeden Einzelnen ein Gnadengeschenk Gottes. Und zwar empfangen wir dieses Geschenk durch Vermittlung von Personen. Wie bin ich ein Christ geworden? Einfach dadurch, daß meine Eltern Christen waren. Daß ich aufwuchs in einem christlichen Hause. Daß ich da eine Welt des Friedens, der Freudigkeit, der Liebe, Demut und Geduld kennen lernte, die einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz machte. Zu diesem Eindruck verhält sich alles, was Vernunft und Wissenschaft gegen die Religion einwenden wollte, vollkommen nichtssagend. Nicht dadurch wurde ich ein Christ, daß ich nachdenken und wissen lernte, sondern dadurch, daß ich — mich eines in diesen Blättern schon mituntergelaufenen Ausdrucks zu bedienen — im Ewigen leben lernte. Wer das einmal gelernt hat, der kann es nicht mehr lassen, oder wenn er's ließ, kann er sich nur unglücklich fühlen.

Gesetzt aber, es hat einer den Segen eines christlichen Elternhauses nicht erfahren, wie soll der hinter das Geheimnis der Religion kommen?

Ich wiederhole: nicht durch Nachdenken, nicht durch Forschen und Philosophiren, „nicht aus eigner Vernunft nach Kraft“ (mit Luthers Katechismus zu reden) wird's ihm gelingen. Wohl habe ich schon in meinem ersten Briefe zugestanden: die Wege, worauf Gott uns zum Ziele führt, sind unendlich mannichfach. Ich weiß von einem Theologen, der durch den Spiritismus zum Glauben, ja zum Studium der Theologie „bekehrt“ wurde, obwohl der Spiritismus trotzdem in meinen Augen — milde gesagt — eine große Täuschung ist. Aber wir haben es hier nur mit dem Normalen zu thun. Ist einer nicht in christlichem Hause aufgewachsen, so kann er doch nur von Menschen, die Religion haben, lernen, was Religion sei. Ein frommer Lehrer, der in unsrer — Gott sei Dank! noch immer christlichen — Schule ihm entgegentrat, ein tüchtiger Pfarrer, der ihn auf die Konfirmation vorbereitete, oder sonst ein Christ ohne Falsch, der ihm nähergetreten, sind vielleicht für ihn die berufenen Meister. Denn das Christentum ist ja viel eher eine Kunst als eine Wissenschaft. Wir werden zu Christen erzogen von solchen, die Christen sind; wir müssen erst in die Werkstätte christlichen Lebens eingeführt sein, ehe wir selbst Meister darin werden. Man kann nicht durch einen Gedankenschluß von der christlichen Religion überzeugt, man kann nur durch Lebenserfahrungen davon überwunden werden.

Allerdings legen die Kirchen der Reformation, insbesondre die Lutherische, allen Nachdruck auf die Lehre, das Wort, die Predigt. „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes,“ lesen wir auch Röm. 10, 17. Aber diese Predigt des Wortes will gebracht sein von Predigern, „Geistlichen“ oder „Laien“, in welchen das Wort Fleisch geworden! Damals wurde den Menschen die Religion geschenkt, welche allein selig machen kann, als in der Person Jesu Christi Gott redete: „Und das Wort ward Fleisch“ (Joh. 1, 14). So sind die Apostel Zeugen dieser Offenbarung gewesen, nicht allein durch ihre Rede, sondern durch ihr ganzes Leben (1. Joh. 1, 1—3). Erst als sie glaubten, konnten sie predigen und die Welt überwinden: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“ (1. Joh. 5, 4). „Aus Glauben in Glauben“ (Röm. 1, 17) — das ist der Weg der Religion; aus dem Herzen zu Herzen. Und der Empfangende kann nur dadurch selbständig werden, daß er, was er von dem Zeugen wahrer christlicher Frömmigkeit und Freudigkeit, der ihm begegnet, vernommen und aufgenommen, nun seinerseits im Leben erprobt: „So jemand will des Willen thun (der mich gesandt hat), der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede“ (Joh. 7, 17).

Wenn mich also ein Suchender fragen würde, wie er am leichtesten und sichersten zum Christentum kommen könne? würde ich ihm die Gegenfrage stellen: Kennst du schon einen Christen? Dem schließe dich an, lerne ihn ganz kennen, lebe mit ihm, vertraue ihm! Und der Meister, in dessen Schule du dich begeben sollst, braucht gar kein Lebender zu sein. Damit einer die schönen Künste verstehen lernt, wird man ihn vielleicht zu Raffael und den Griechen weisen. Hat nicht auch das Christentum seine Virtuosen, seine Klassiker, seine Genies gehabt? Und so wüßte ich bis heute keinen bessern Meister, bei dem einer lernen kann, was Glauben ist, als Luther. Aber es genügt freilich nicht, daß man eine gewisse Kenntnis seines Lebens und seiner Lehren habe, wenn er uns den Dienst leisten soll, den ich meine: ganz

kennen muß man ihn da, seine Briefe, seine Schriften lesen, das Geheimnis seiner Kraft in dem übermenschlichen Kampfe, den er geführt — und siegreich geführt! — bis in den innersten Kammern seiner Seele suchen. Aber vor und nach ihm, welche Schar von edlen Männern und Frauen, in denen die Religion Gestalt gewonnen hat! Schließlich wird die Person, welche einem das Allerheiligste der christlichen Religion aufschließt, Jesus Christus sein.

Religion ist ewiges Leben, das Gott uns schenkt. Wir empfangen es durch Personen, die Gott uns schickt. Wohl dem, der solche um sich hat, die von ihrem Reichtum ihm mitteilen können; aber wo das Zeugnis der Gegenwärtigen nur wirr und unrein sein Ohr berührt — warum vernimmt er nicht das Zeugnis der Toten? Der Toten und doch Lebendigen; denn „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen" (Matth. 22, 32).

Eins aber wird dem Suchenden die Religion, auch die christliche, nicht bieten: die Lösung jedes Welträtsels. Sie haben in Ihren beiden Briefen nachdrücklich auf das Problem des Bösen und seiner Macht hingewiesen und in dem letzten eine universale, kosmische Betrachtung des Erden- und Menschenlebens, welche auch das Christentum mit seiner dem Guten zum Siege helfenden Macht würdigt, als die von Ihnen gefundne Lösung empfohlen. Vortrefflich; ich habe nichts dagegen einzuwenden. Dennoch hat unser unbekannter Freund Recht, wenn er in dem Briefe, den ich mir neulich beizulegen erlaubte, den Grundsatz aufstellt: „Erst auf dem ungerodeten Boden der Selbstsucht dem Herrn einen Tempel bauen, den Treue, Gerechtigkeit und Liebe schmücken, und dann die Rätsel des Lebens zum Gegenstande der Spekulation erheben!"

Und indem ich diesen Satz voll unterschreibe, möchte ich ihn mit allem Nachdruck dahin ergänzen, daß auch dem frömmsten Christen die Lösung jener Rätsel nie ganz gelingen wird. Erlauben Sie mir ein Zeugnis Luthers dafür beizubringen. Eine Aeußerung aus den Tischreden, wie sie uns Konrad Kordatus durchaus zuverlässig überliefert hat. „Ich hab' studirt," sagte Luther, „und mit allen Fleiß; dennoch hab' ich auch nicht ein einzig Wort aus der ganzen heiligen Schrift verstanden. So bin ich noch nicht aus der Kinderlehre kommen, sondern bewege täglich, was ich gelernt habe, im Geist und erforsche den Verstand der zehn Gebote, des Glaubens u. s. w. Und es verdrießt mich ein wenig, daß ein so großer Doktor, wie ich, wohl oder übel mit all meiner Gelehrsamkeit es nicht weiter gebracht habe, als mein Hänschen und Magdalenchen: in derselbigen Schule, wie sie, bin ich noch. Denn welcher unter allen Menschen verstehet doch durchaus und gründlich dies eine Wort Gottes: »Vater unser der du bist im Himmel«? Denn wenn's einer im Glauben versteht, was das heißen will: »Der Gott, der Himmel und Erde in seinen Händen hält, ist mein Vater,« der wird alsbald im Herzen fest und gewiß sein: Weil dieser Gott mein Vater ist und ich sein Sohn bin — wer wird mir können schaden? Da bin ich ja ein Herr Himmels und der Erden, und aller Dinge, die darinnen sind. Der Engel Gabriel ist mein Knecht, Raphael mein Fuhrmann, und alle andern Engel sind in meinen Nöten dienende Geister, werden mir dazu gesendet von meinem Vater im Himmel, daß ich meinen Fuß nicht an einen Stein stoße. Wohlan, so glaube ich! Da fähret mein guter Vater zu und läßt mich in einen Kerker werfen, ja bald auch enthaupten oder ersäufen, auf daß er uns prüfe und erfahre, wie gut wir diese Worte gelernet haben oder zum wenigsten das eine Wörtlein »Vater«. Da wankt uns der Glaube im Herzen und unsre Schwachheit hebt an zu reden: »Ja wer weiß, ob's wahr ist?« Und ein Wort weiß ich, das ist das allerschwerste von allen in der ganzen heiligen Schrift, nämlich das Wörtchen »dein« im ersten Gebot: »Ich bin der Herr, dein Gott«."

So ist auch Luther, der so felsenfest in seinem Glauben dastand, daß er auch allen Teufeln trotzte, zeitlebens ein „Suchender" geblieben. Hier lerne man christliche Vollkommenheit, hier lerne man demütig sein in der Erkenntnis: „Unser Wissen ist Stückwerk," und doch Freudigkeit, und doch Frieden haben. Ja, das lehrt keine Philosophie, das lehrt nur — die Religion. R

Eine „Kirchengeschichte Deutschlands"

Fürst Bismarck hat in der Zeit des Kulturkampfes, als noch der ultramontane Streitbischof Freiherr von Ketteler den Stuhl des Bonifatius innehatte, einst in einer Gesellschaft einen Theologen, der dem Schreiber dieser Zeilen dies selbst erzählt hat, über die Stellung des Bonifatius in der deutschen Kirchengeschichte befragt. Es interessire ihn, zu wissen, ob wirklich, wie man behaupte, Bonifatius, „der Apostel der Deutschen," nichts weiter gewesen sei als der Begründer der Herrschaft Roms in unserm Vaterlande.

In der That hat die damals eifrig erörterte Frage nach der rechten geschichtlichen Würdigung des Bonifatius für weite Kreise ein Interesse. Wir alle haben auf den Schulbänken den Bonifatius als den Märthrer des Evangeliums kennen gelernt, dem das ganze Deutschland zu Dank verpflichtet sei. Soll auch hier die konfessionelle Gespaltenheit unsers Volkes sich geltend machen? Sollen wir auch hier verurteilen, was unsre katholischen Volksgenossen verehren? Manche protestantische Gelehrte meinten so. Ja einzelne wenige gingen in der Verurteilung des Bonifatius bis zu wirklichen Ungeheuerlichkeiten fort. Ein besonders romfeindlicher reformirter Theologe hat den Bonifaz als einen Feind des Reiches Christi, als ein blindes Werkzeug der Finsternis bezeichnet, dem bei seinem Tode eine Rotte unbekehrter Heiden auf den Kopf bezahlte, was er an Unterlassungssünden in seinem langen Leben sich hatte zu Schulden kommen lassen; denn jene Friesen wären nicht mehr Heiden gewesen, wenn Bonifaz, anstatt als Sendling Roms die von iroschottischen Mönchen begründete romfreie, ja wohl gar evangelisch gerichtete deutsche Nationalkirche zu verwüsten und unter päpstliche Herrschaft zu bringen, der Aufgabe sich wirklich unterzogen hätte, für die er berufen war: der Christianisirung der heidnischen Friesen. Die Irrigkeit solcher Beurteilung war nun freilich leicht darzuthun: eine romfreie deutsche Nationalkirche vor Bonifaz ist ein Phantasiegebilde — weiter nichts. Dennoch blieb Bonifaz in weiten Kreisen der Römling, dem wir Protestanten nur das nachzurühmen oder vielmehr nachzuklagen hätten, daß er „die Romanisirung Mitteleuropas" bewirkt habe. Bei den Profanhistorikern, auch den protestantischen, blieb jedoch die Beurteilung des Bonifatius eine günstigere; auch Gustav Freytag wußte in der zweiten Abteilung seiner „Ahnen" dem Heiligen von Fulda in seiner Weise gerecht zu werden, wenn er ihm auch einmal eine bissige Bemerkung über die „schottischen Wildkatzen" glaubte in den Mund legen zu müssen.

Die Frage, wie Bonifatius zu beurteilen sei, kann richtig nur im Zusammenhang mit einer andern umfassenderen beantwortet werden. Es ist richtig: Bonifaz hat mit eigentlicher Heidenbekehrung weniger zu thun gehabt, als die populäre Ueberlieferung ahnen läßt; er hat die schon vor ihm begonnene Christianisirung Deutschlands vornehmlich dadurch vollendet, daß er als geschickter Organisator eine deutsche Kirche mit geordneten Bistümern, mit Pfarrkirchen und Klöstern schuf; er hat den Bestand dieser deutschen Kirche und die Ordnung in der durch ihn aus tiefem Verfall hervorgehobenen westrheinischen Kirche dadurch zu sichern versucht, daß er sich bemühte, die Gebiete seines Wirkens dem Organismus einzugliedern, an dessen Spitze der römische Bischof stand; er ist in der That neben Karl dem Großen einer der hervorragendsten Begründer des mittelalterlichen, römischen Katholizismus in Deutschland. Auf die Frage also sieht man sich zurückgewiesen: Wie ist überhaupt vom Standpunkte einer gerechten, protestantischen Geschichtsbetrachtung — Gerechtigkeit und Treue gegenüber den Quellen, nicht farblose Unparteilichkeit ist die Tugend des Historikers — über die mittelalterliche Entwicklung des Christentums zu urteilen? Sollen wir nur brummen über Roms Machtstellung während des Mittelalters, nur klagen über die Ablaßwirtschaft, den Reliquienschwindel, die Wallfahrten, die Marienandachten — kurz, über all die von der Reformation mit Recht getadelten Mißbräuche der katholischen Frömmigkeit?

Schon der Glaube, daß Gott der Herr auch während des Mittelalters im Regiment gesessen hat, kann vor solchem Urteil bewahren. Und rein geschichtliche Reflexionen verbieten es

geradezu. Rom hat in der Geschichte des Christentums seine heilsame Aufgabe gehabt, und dem aufmerksamen Betrachter der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands zeigt sich unter all den Mißbräuchen in der mittelalterlichen Frömmigkeit dennoch ein stetiger Fortschritt in der religiösen Entwicklung unsers Volkes.

Um Roms heilsame Bedeutung für die Geschichte des Christentums zu verstehen, muß man sich klar machen, daß „die ewige Roma“ es gewesen ist, welche die alte Zeit mit der mittelalterlichen verbindet: es ist Roms Verdienst, die Eine christliche Kirche hindurchgerettet zu haben durch die Jahrhunderte, in denen die alte Welt zusammenbrach und neue, völlig andersartige Bildungen an die Stelle der alten traten. — Aus den christlichen Gemeinden der christlichen Urzeit hatte sich seit dem endenden zweiten Jahrhundert die Eine katholische, bischöfliche Kirche gebildet. Seit Konstantin war diese immer mehr zur Reichskirche geworden. Als die Stürme der Völkerwanderungen begannen, war die christliche Kirche die Kirche des römischen Reiches, die an der Einheit des Reiches ein Unterpfand ihrer eignen äußern Einheit hatte, jenseits der Grenzen des Reiches nur wenige Bekenner zählte. Nun begann das Reich zu zerbröckeln. Eine Provinz nach der andern ging verloren; die Eroberer waren teils Heiden, teils Arianer; die katholischen Christen, die unter der neuen Herrschaft ihrem Glauben treu blieben, waren losgerissen aus der Einheit der Reichskirche. Die Reichskirche ist schließlich zusammengeschrumpft auf die Kirche des byzantinischen Kaisertums; im Westen aber haben die Päpste mit fast all den einzelnen Ländern, die einst zum Reiche gehörten, und mit den Kirchen in diesen Gebieten die kirchliche Verbindung teils festgehalten, teils wieder angeknüpft; sie haben trotz der nationalen Zersplitterung der Kirche die äußere Einheit derselben gewahrt: aus den Trümmern der Reichskirche ist die mittelalterliche Papstkirche hervorgewachsen. Man mag über die Anmaßungen der mittelalterlichen Päpste klagen; doch man soll nicht verkennen, daß die Kirche so nicht nur die alte Kultur der Folgezeit übermitteln, sondern auch die Einheitlichkeit der mittelalterlichen Kulturentwicklung gewährleisten konnte. Ueberdies hat die mittelalterliche Papstidee, die Idee eines höchsten Sittenrichters auf Erden, den mittelalterlichen Königen gegenüber entschieden etwas Großes; erst seit der Zeit ist sie unhaltbar geworden, seit neben den Königen das Volk zu größerer Selbständigkeit erwuchs.

Es ist auch nicht so, wie wir Protestanten leicht meinen, als hätte in der Zeit der großartigen Verweltlichung der Kirche während des Mittelalters das Christentum als Religion nur einen fortdauernden Verkümmerungsprozeß durchgemacht. Freilich ist die mittelalterliche Frömmigkeit so sehr durchzogen von Mißbräuchen, daß bei vielen Frommen wirklich christliche Religiosität kaum noch zu erkennen ist; freilich ist unleugbar, daß diese Mißbräuche sich zum Teil erst im Laufe der mittelalterlichen Geschichte entwickelt haben: dennoch kann, recht betrachtet, die Entwicklung des religiösen Lebens im Mittelalter nur als eine aufsteigende beurteilt werden. Darin nämlich besteht der Fortschritt, daß die, wenn auch entstellte, christliche Gesinnung von oben herab immer weiter hineindringt in die Kreise des Volkes. Das Mittelalter kennt keine Mission, wie wir sie treiben: ganze Völker wurden christianisirt, und erst ganz allmählich drangen die Motive der christlichen Frömmigkeit in die Kreise des Volkes ein. Die Christianisirung der „christlichen“ Länder vollzog sich wie die Nationalisirung eines unterworfenen Volkes vor sich geht. Noch im elften Jahrhundert fand man mitten in Deutschland in einsamer Gegend eine Reihe erwachsener Leute, die vom christlichen Glauben garnichts wußten, und bei Tausenden war der Glaube nicht besser als bei jenem Köhler, den der Teufel fragte, was er glaube. „Was die Kirche glaubt,“ antwortete der Köhler. „Und was glaubt die Kirche?“ fragt der Teufel weiter. „Was ich glaube,“ entgegnet der Köhler. Die lebendige, wenn auch irregeleitete Religiosität im Volke in der Zeit vor der Reformation war das Ergebnis eines lange dauernden Christianisirungsprozesses, als dessen Voraussetzungen das mittelalterliche Kirchentum und Mönchtum anerkannt werden müssen.

Bonifatius nun ist in gewisser Weise als der Begründer des römischen Kirchenwesens in Deutschland zu bezeichnen. Durch sein Wirken findet die erste Periode deutscher Kirchengeschichte, die Zeit des Werdens der mittelalterlich-deutschen Kirche, ihren vorläufigen Abschluß — der Vollender seines Werkes ist Karl der Große. In dem breiten Rahmen einer Kirchengeschichte Deutschlands wird auch protestantische Geschichtsschreibung das Segensreiche der Thätigkeit des Bonifatius erkennen und zur Darstellung bringen können.

In vorzüglicher Weise ist dies geschehen in dem unlängst erschienenen ersten Bande einer umfassend angelegten „Kirchengeschichte Deutschlands“ von D. Albert Hauck, Professor der Theologie in Erlangen. (Erster Teil: Bis zum Tode des Bonifatius. Leipzig, Hinrichs, 1887. Preis 10,50 Mark.) Das Erscheinen dieses Buches wird auch in den Gelehrtenkreisen mit Freuden begrüßt werden — es bringt den längst erwünschten Ersatz für die berühmte, aber doch von der Forschung schon mannichfach überholte Kirchengeschichte Deutschlands, welche der 1849 früh verstorbene Marburger Professor Rettberg geschrieben hat, und stellt sich als modernes Gegenstück jenem vielgerühmten Werke Rettbergs würdig zur Seite —: hier durfte es nicht unerwähnt bleiben, weil der Verfasser es verstanden hat, die gelehrte Untersuchung gänzlich in die Anmerkungen zu bannen, in dem Texte selbst aber eine Darstellung zu geben, die frisch, übersichtlich und klar, wie sie ist, auch in unserm Leserkreise Freunde finden kann. Wer an wirklich fördernder geschichtlicher Lektüre Gefallen findet und die Aufgabe des Geschichtsschreibers soweit übersieht, daß er auch solche Ausführungen gern mit in den Kauf nimmt, denen ein unmittelbares Interesse abgeht, die aber zur nähern Erläuterung und Beleuchtung wichtiger geschichtlicher Thatsachen dienen, dem kann die Lektüre dieser Kirchengeschichte warm empfohlen werden. Nicht, als ob solche „uninteressante“ Ausführungen in dem Buche besonders zahlreich wären; doch der Schreiber dieser Zeilen mußte sein Gewissen salviren für den Fall, daß einigen Lesern z. B. die Ausführungen über das Ueberhandnehmen der Klöster in Gallien im siebenten Jahrhundert nicht so interessant sein sollten wie dem Gelehrten, der gerade diese mühsamen Nachweisungen mit besonderm Dank hinnehmen wird.

Die Darstellung der Wirksamkeit des Bonifatius nimmt in dem Buche Haucks die hervorragendste Stellung ein, ob sie gleich nur 165 der 546 Seiten füllt. Sie schließt das Ganze des bis jetzt vorliegenden ersten Bandes ab; alles Vorhergehende dient in gewisser Weise dazu, diesen letzten Abschnitt vorzubereiten. Denn Bonifaz' Wirksamkeit versteht man nur im Lichte der ältern Geschichte des Christentums im Frankenreiche; diese aber ist bedingt dadurch, daß weite Gebiete des Frankenreiches — auch des jetzigen Deutschlands — schon in römischer Zeit dem Organismus der Reichskirche eingegliedert waren. In diesen Gebieten — in Frankreich und in einigen Gegenden am Rhein und südlich der Donau — hat die Entwicklung eben den Lauf genommen, der oben schon skizzirt ist und, wie oben gesagt, in der Geschichte fast aller ehemaligen Provinzen des Römerreiches sich verfolgen läßt.

Bei der Römerzeit setzt daher Haucks Kirchengeschichte Deutschlands ein. Wir hören, wie weit am Ende derselben das Christentum in den römischen Rheinlanden verbreitet war, und erfahren dann aus sorgfältigen Schilderungen, inwieweit von wirklicher Christianisirung dieser Gebiete die Rede sein kann. Ideale Zustände sind es nicht, die wir da kennen lernen: eine Kirche bestand, d. h. der Organismus der kirchlichen Institutionen und Aemter war vorhanden; man — d. h. der Klerus — hielt auch auf Orthodoxie in den dogmatischen Kämpfen des vierten Jahrhunderts: doch von einer wirklichen Christianisirung des noch zur Hälfte nicht romanisirten Volkes war man weit entfernt, und die Gebildeten, welche sich im Besitz der abgelebten alten Kultur befanden, gefielen sich trotz ihres christlichen Bekenntnisses in religiösem Indifferentismus.

Aus diesen Verhältnissen erklären sich die kirchlichen Zustände der Merowingerzeit. Die Franken eroberten die Provinzen Germanien und Gallien, aber ohne die alte Bevölkerung zu enterben, ohne die alten Institutionen ganz über den Haufen zu werfen: auch die Kirche blieb bestehen. Der Uebertritt der Franken zum Christentum war daher nur eine Zeitfrage; aber

auch das erklärt sich, daß man die Christianisirung des Volkes nicht zu ideal auffassen darf: der Jünger ist nicht über den Meister. Zwar kann man verfolgen, wie im Laufe der Zeit, namentlich durch den Einfluß des Mönchtums, ein etwas tieferes Verständnis für christlich-religiöse Gedanken in weitere Kreise eindringt; zu Anfang des siebenten Jahrhunderts kann man sogar in gewisser Weise von einer Blütezeit der gallischen Kirche reden; in dieser Zeit beginnt auch das Frankenreich sich für die Christianisirung seiner deutschen Territorien — Friesland, Thüringen, Alemannien, Baiern — zu interessiren: doch im Westen des Rheins verwildert die Kirche alsbald völlig in dem Kampfe der Großen, und im Osten bleibt es bei Anfängen, die zu irgend welchen festen Gestaltungen noch nicht führen. Da greift im Bunde mit Rom, im Bunde auch mit den karolingischen Frankenherrschern, **Bonifatius** ein: die Organisation der Kirche im Osten, die Reform im Westen — das ist sein Lebenswerk. Auf rein heidnischem Gebiet wirkte er nur in Friesland, am Anfang und am Ende seines öffentlichen Lebens; Frieslands Apostel ist Willibrord, der gleich Bonifaz in Rom die Bischofsweihe erhalten hatte.

Doch für das Nähere muß wenigstens für diesmal auf Haucks Buch selbst verwiesen werden; von seinem reichen Inhalt hat die vorstehende Skizze einen Begriff weder geben können, noch zu geben sich vorgenommen. Das Schlußwort Haucks aber kann ich zu zitiren nicht unterlassen; wir kehren mit ihm schließlich wieder zu den Gedanken zurück, von denen wir ausgingen: „Man rechnet dem Bonifaz die Ausdehnung der päpstlichen Macht über die deutsche Kirche als Verdienst oder als Schuld an. Man hat dabei seine Erfolge überschätzt. Aber soviel ist richtig: Bonifatius hat den deutschen Episkopat mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die deutsche Kirche nur eben blühen könne, wenn sie in enger Gemeinschaft mit Rom lebe. Insofern ist er allerdings einer der Männer, welche den Grund zu der Einheit der mittelalterlichen Kirche und zu der mittelalterlichen Papstmacht gelegt haben. — Ist, was er that, zu tadeln? Wer vom Standpunkt der konfessionellen Polemik aus die Geschichte der Vergangenheit betrachtet, kann annehmen, daß ohne Rom die Entwicklung der mittelalterlichen Kirche eine geradere, gesündere Richtung innegehalten hätte, als sie es wirklich that. Doch wer so denkt, sollte sich wenigstens darüber nicht täuschen, daß er von Möglichkeiten träumt, bei denen Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit sich mindestens die Wage halten. Welchen Gewinn aber hat die Wissenschaft, oder sagen wir, die Erkenntnis der Wahrheit vom Träumen? Wir fragen lieber nach den Folgen, welche die kirchliche Einheit der mittelalterlichen Welt wirklich hatte. Und hier ist nicht zu verkennen, daß die Einheit der Kirche die Einheitlichkeit der abendländischen Kultur möglich gemacht hat. Was ist aber die abendländische Kultur anders als die Weltkultur? Wer sie in ihrem Werte zu schätzen weiß, wird schwerlich geneigt sein, den Erfolg zu beklagen, welchen die Thätigkeit des größten angelsächsischen Missionars in Deutschland gehabt hat." L

---

v. Schulte's Geschichte des Altkatholizismus

Der berühmte Kirchenrechtslehrer Professor von Schulte in Bonn hat in seinem vor wenigen Monaten erschienenen Werke: **Der Altkatholizismus** (Gießen, Emil Roth; 12 Mk.) zum erstenmale eine vollständige aktenmäßige Darstellung der Entstehung, Entwicklung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung des Altkatholizismus in Deutschland dargeboten. Dieselbe gewährt einen so tiefen, wenn auch zugleich schmerzlichen Einblick in die Vergewaltigung zahlloser Gewissen durch die vatikanischen Dekrete, daß dieses bedeutsame Werk schon darum den gerechten Anspruch machen darf, auch den Lesern unsers Blattes zum Studium und zur Beachtung empfohlen zu werden.

Nach einer Zusammenstellung der wichtigsten, auf die Entstehung und rechtliche Stellung des Altkatholizismus bezüglichen Aktenstücke schildert die Einleitung des Werkes die Beunruhigung, welche die Kunde von der in Rom bestehenden Absicht, durch ein vatikanisches Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes erklären zu lassen, schon lange vor dem Zusammentritt des Konzils in weiten Kreisen der katholischen Kirche Deutschlands hervorrief. Bezeichnend ist die mitgeteilte Aeußerung von Peter Reichensperger, der dem Verfasser auf seine von ihm ausgesprochenen Befürchtungen erwiderte: „Ich bitte Sie, sich nicht aufzuregen; es ist unmöglich, daß man solchen Unsinn mache."

In dem ersten Buche, welches die Geschichte des Altkatholizismus bis zur staatlich anerkannten Organisation enthält, werden wir in den Stand gesetzt, die Schritte zu verfolgen, welche geschehen sind, um den Anschluß der deutschen Wissenschaft an die Bischöfe der Minorität herbeizuführen. Glaubte man sich doch der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß die deutschen Bischöfe in ihrer Mehrzahl in Uebereinstimmung mit den vorher abgegebenen Erklärungen erforderlichenfalls feierlich gegen das Dogma protestiren und das Konzil verlassen würden. Leider ging durch einen langwierigen Briefwechsel zwischen Schulte, damals in Prag, Kuhn in Tübingen, Döllinger, Reinkens und andern viel kostbare Zeit verloren, sodaß von vornherein der rechte Augenblick für eine öffentliche Erklärung gegen das Infallibilitätsdogma versäumt wurde. Als dann am 25. August 1870 die erste Zusammenkunft der Gegner der Unfehlbarkeit in Nürnberg stattfand, wurde zwar eine Erklärung gegen das neue Dogma vereinbart, aber allerhand kleinliche Bedenken hielten auch jetzt von einer offiziellen Veröffentlichung derselben zurück. Schon kurz vorher hatte eine Versammlung katholischer Männer in Königswinter einen Protest gegen die vatikanischen Dekrete erlassen, der 1359 Unterschriften fand. Leider fiel aber der Beginn der Bewegung in eine Zeit, in welcher der Krieg jedes andre Interesse in den Hintergrund drängte, und die zweideutige Haltung der Bischöfe, sowie das Wüten der ultramontanen Presse schreckte die Zaghaften. Die auf die deutschen Bischöfe gesetzte Hoffnung wurde gründlich getäuscht. Auf der Zusammenkunft derselben in Fulda am 30. August 1870 unterwarfen sich alle anwesenden Bischöfe dem von ihnen vorher aufs entschiedenste bekämpften Dogma. Die übrigen, mit Ausnahme des Erzbischofs von Bamberg, des Bischofs von Osnabrück, des Fürstbischofs Förster von Breslau und des Bischofs Hefele in Rottenburg, traten schriftlich dem Hirtenbriefe bei, welcher die Unterwerfung unter das Dogma forderte. Leider ließen die Regierungen auch diejenigen Bischöfe im Stich, welche vielleicht geneigt gewesen wären, an ihrer Ueberzeugung festzuhalten. Man vermag sich des Eindrucks nicht zu erwehren, daß die altkatholische Bewegung hauptsächlich infolge der Haltung der Regierungen, einschließlich protestantischer, wie in Preußen und Baden, in seinem ersten Anlaufe gehemmt worden ist. Geradezu widerwärtig aber ist es, aus den folgenden Kapiteln zu ersehen, wie ein Bischof nach dem andern wider seine bessere, vorher offen bekundete und vielfach mit wissenschaftlichem Scharfsinn begründete Ueberzeugung sich dem neuen Dogma unterwarf, um Bischof zu bleiben und Ruhe zu haben, bis als letzter in der Reihe dieser charakterlosen Kirchenfürsten Bischof Hefele dem Beispiele der übrigen folgte, und zwar, wie v. Schulte urkundlich nachweist, weil er bei der württembergischen Regierung nicht die erwartete Unterstützung fand. Schulte teilt in dieser Beziehung zur Klarstellung mit, daß ein regierender deutscher Fürst im Jahre 1873 erzählte: „Von Versailles aus habe man den Versuch gemacht, durch einen an ihn abgesandten Agenten Hefele in der Opposition zu erhalten; allein er konnte und wollte darum nicht mehr, weil die württembergische Regierung in dieser Sache am unverantwortlichsten gehandelt habe, indem sie Hefele förmlich befahl, nachzugeben und sich zu unterwerfen." Nur der Bischof Stroßmeyer von Bosnien blieb noch eine Zeit lang standhaft. Noch im Oktober 1870 schreibt er an den jetzigen Bischof Reinkens: „Erlauben Sie mir, mein sehr teurer Freund, daß ich mich Ihrer freundschaftlichen Vermittelung bediene, um den Herren zu sagen: daß meine Ueberzeugung, die ich in derselben Weise, wie ich sie in Rom vertreten habe, ebenso auch vor dem Richterstuhle Gottes vertreten werde, fest und unerschütterlich sei: daß das Konzil vom Vatikan jener Freiheit entbehrt hat, die notwendig war, um es zu einem wahren Konzil zu machen, und um es zu berechtigen, Beschlüsse zu fassen, die geeignet wären, das Gewissen der ganzen katho-

lischen Welt zu binden." Und in demselben Briefe heißt es: „Die Fuldaer, so wie sie weise vor dem Konzil waren, so unweise und thöricht handelten sie nach dem Konzil. Keiner Macht der Welt wird's je gelingen können, der Welt die Ueberzeugung beizubringen, daß das Konzil wirklich frei war." An Döllinger schreibt derselbe am 4. März 1871: „Man kann sich nichts Gebundeneres und Unfreieres denken, als das Konzil war. Die schlechtesten und absurdesten Mittel sind angewandt worden, um die freien Meinungsäußerungen zu verhindern. . . . In Rom weht der Geist Christi nicht; denn während Christus verbot, ihm den Titel bonus zu geben [Matth. 19, 17], hat man in Rom in unverschämtester Weise nach dem Titel infallibilis gestrebt." Noch ein Jahr später schreibt er: „Wenn je, so ist heutzutage die Aufgabe der wahren Katholiken, die Stelle des Weltapostels zu übernehmen und dem Petrus mit aller Entschiedenheit zuzurufen: In veritate evangelii non ambulas [Gal. 2, 14]." Dennoch wurden die vatikanischen Dekrete am 26. Dezember 1872 auch in dem Sprengel dieses Bischofs verkündigt. Schulte schließt dies traurige Kapitel mit den Worten: „Der ruhige Beurteiler, welcher die Fähigkeit bewahrt hat, Lüge von Wahrheit zu unterscheiden, wird eingestehen, daß keine Zeit der Geschichte ein Bild zeigt, das diesem Abfalle des Episkopates gleicht. Man ließ sich abschlachten und schlachtete sich ab, warf Ueberzeugung, Glaube, Priester- und Mannesehre hinweg. Das ist das Resultat einer Entwicklung, welche in dem blinden Gehorsam gegen den römischen Hierarchen das Wesen des Christentums sieht."

In dem folgenden Kapitel führt Schulte den Beweis, daß das vatikanische Dogma vom katholischen Standpunkt aus, wie er in dem bisherigen Glauben begründet war, falsch ist, und er weist damit die innere Berechtigung der altkatholischen Bewegung nach. Demnächst wird der Verlauf derselben bis zum Kölner Kongreß im September 1872 geschildert. Wir finden in diesem Zusammenhange die denkwürdigen Briefe König Ludwigs II. von Baiern an Döllinger und sehen, wie sich in Baiern, Baden und Preußen altkatholische Vereine und Gemeinden zu bilden begannen. Die Beschlüsse des Kölner Kongresses bezogen sich auf die Organisation der Seelsorge, auf das Verhältnis zu den andern Konfessionen, auf die Rechte der Altkatholiken und auf die Organisation der Bewegung. Zugleich wurde ein Komitee zur Vorbereitung der Bischofswahl eingesetzt. In dieser Angelegenheit war ein Verhandeln mit der preußischen Regierung nötig, um sich über die Stellung Gewißheit zu schaffen, welche dieselbe zu dem altkatholischen Bischof einzunehmen gedächte. In dieser Beziehung enthält das Werk Mitteilungen über Aeußerungen des Fürsten Bismarck und des damaligen Kultusministers Falk, die noch heute von Interesse sein dürften. Fürst Bismarck äußerte bei seiner ersten Unterredung, die er am 2. Januar 1873 in Betreff der Bischofswahl mit Schulte hatte: „Mein Standpunkt ist ganz der Ihrige. Ich halte die Altkatholiken für die einzigen Katholiken, denen eigentlich alles gebührt. Wenn die Regierung diesen Standpunkt praktisch nicht durchgeführt und nicht gesagt hat, wir sehen die Millionen nicht mehr als Katholiken an, so hat sie ihn darum nicht aufgegeben. Ich habe bisher verhindert, daß das Geringste geschehen ist, wodurch diesem Standpunkte präjudizirt würde; man kann daher in jedem Augenblicke sich auf ihn stellen. Was meine Ansicht betrifft, so habe ich sofort, als ich Ihr Memorial gelesen, mir gesagt und bleibe dabei: Wählen Sie einen Bischof, kommen Sie dann ein um die Anerkennung." Minister Falk erwiderte auf die Frage, was er zu einer altkatholischen Bischofswahl meine: „Ueber die Frage, ob ein von Ihnen erwählter Bischof anzuerkennen sei, habe ich noch gar keine Ansicht, das müssen Sie drüben mit Fürst Bismarck abmachen." Bei einer spätern Zusammenkunft mit Falk, vor welcher inzwischen eine Sitzung des Staatsministeriums stattgefunden hatte, teilte ihm der Minister mit, daß Fürst Bismarck zu seinem Erstaunen plötzlich die Frage aufgeworfen habe: es sei an der Zeit, für die Altkatholiken eine Dotation einzustellen, damit sie einen Bischof wählen und sich so konstituiren könnten, da sie doch die eigentlichen Katholiken seien — während der Fürst noch bis vor kurzem sich gegen jedes zu rasche Vorgehen erklärt hätte. Am 4. Juni 1873 fand dann zu Köln die Wahl des Professor Reinkens aus Breslau zum altkatholischen Bischof statt, wovon dem Fürsten Bismarck, dem damaligen Ministerpräsidenten Grafen von Roon und dem Kultusminister Falk Mitteilung gemacht wurde mit der gleichzeitigen Bitte um die staatliche Anerkennung des Gewählten. Dieselbe erfolgte unter dem 19. September 1873. Die demnächst auch bei der badischen, großherzoglich hessischen und bairischen Regierung nachgesuchte Anerkennung wurde von den beiden ersteren gewährt, von der bairischen dagegen abgelehnt, und zwar angeblich wegen entgegenstehender rechtlicher Bedenken. Im Gegensatz zu der heute noch auch in evangelischen Kreisen weit verbreiteten naiven Anschauung, daß die Altkatholiken ihre Sache durch Anrufen der Staatsregierungen um Schutz geschädigt und besser gethan hätten, sich lediglich auf die Stärke und das Recht des Gewissens zu stützen, führt der Verfasser mit schlagenden Gründen den Nachweis, daß eine altkatholische Kirche nach der Lage der Gesetzgebung in den meisten Staaten ohne staatliche Anerkennung garnicht hätte existiren können. Es mußte vor allen Dingen die Kontinuität der altkatholischen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche vor dem Vatikanum zur Anerkennung gebracht werden, um die Rechte, welche ihre Mitglieder als Katholiken hatten, zur Geltung bringen zu können. Die Gemeinschaft durfte nicht auf den Standpunkt einer Sekte herabgedrückt werden. Weder ein Mitgebrauch katholischer Kirchen, noch die Standesbuchführung durch die Geistlichen, die damals noch bestand, noch der Schutz der ihrer Ueberzeugung treu gebliebenen Pfarrer in ihren Aemtern, noch die Fortgewährung der kirchlichen Leistungen für kirchliche Zwecke wären ohne staatliche Anerkennung möglich gewesen. Es ist nach den Darlegungen des Verfassers ein unbegründeter Vorwurf gegen den Altkatholizismus, wenn man demselben schuld giebt, daß derselbe die Einmischung des Staates in kirchliche Dinge verlangt und befördert habe. Was er erstrebte und mit Recht erstreben durfte, war vielmehr dies, daß der Staat die vatikanische Kirche nicht mehr für die katholische halten und als solche behandeln dürfe, und es bleibt ein nie wieder gut zu machender Fehler, daß die Staatsregierungen die Konsequenzen dieses einzig richtigen Standpunktes nicht gezogen haben. Insbesondre hätte die preußische Regierung nach der Ueberzeugung des Verfassers mehr erreicht, wenn sie eine Bewegung in der katholischen Kirche unterstützt hätte, von der allein eine Besserung zu erwarten war, anstatt den Ultramontanismus mit Gesetzesparagraphen zu verfolgen, die sich zum größten Teil als unwirksam erwiesen haben. Durch die von dem Verfasser mit zahlreichen Aktenstücken belegte und erläuterte Darstellung aller der Verhandlungen, welche dem Erlaß des Altkatholikengesetzes vorangingen und welche mit der Ausführung desselben verbunden waren, wird die noch heute verbreitete Meinung gründlich widerlegt, als ob die Staatsregierungen, insbesondre die preußische unter dem Ministerium Falk, die Gründung und Fundirung altkatholischer Gemeinden befördert und erleichtert hätten. Selbst da, wo ein persönliches Wohlwollen für die altkatholische Bewegung vorhanden war, hat es fast immer an einer kräftigen Bethätigung desselben gefehlt, und wo einmal die Neigung zu einer solchen sich zeigte, da ist sie durch Druck von oben her in zahlreichen Fällen zurückgedrängt worden.

Das dritte Buch endlich schildert die innere Entwicklung des Altkatholizismus seit dem Jahre 1873 unter den Ueberschriften: „Die Verfassung und Leitung," „Die Gemeinden und deren Leistungen," „Die Thätigkeit auf dem Gebiet der Lehre, des Kultus, des Rechts," „Das Verhältnis der altkatholischen Kirche zu den übrigen altkatholischen und zu den evangelischen" und schließt mit einem Ausblick in die Zukunft. Wir ersehen daraus, daß von den 35 katholischen Geistlichen, welche sich bis zum Jahre 1873 der altkatholischen Bewegung angeschlossen hatten, heute nur noch neun vorhanden sind, daß dagegen 42 neuhinzugekommen sind, sodaß die Zahl sämtlicher altkatholischen Priester jetzt 51 beträgt und einschließlich derer, die keine Seelsorge ausüben, 60. Die Zahl der altkatholischen Gemeinden betrug im Jahre 1886 35, gegen 27 im Jahre 1874; in Baden 39 gegen 28 im Jahre 1874, in Hessen 4, in Oldenburg 7, in Baiern, von wo nur vom Jahre 1883 Zählungen vorliegen, in dem genannten Jahre 28; doch muß der Verfasser

selbst den Rückgang der altkatholischen Bewegung in diesem Lande anerkennen. Die Zahl der selbständigen männlichen Gemeindeglieder betrug im Jahre 1886 in Preußen 4943 (gegen 4581 im Jahre 1874); aber auch hier macht sich seit 1878, wo 6529 selbständige altkatholische Männer gezählt wurden, ein stetiger Rückgang bemerkbar. Dasselbe gilt von Baden, wo im Jahre 1886 3993 selbständige Männer gezählt wurden, gegen 5672 im Jahre 1878. Aehnlich steht es in Hessen, wo die Zahl der selbständigen Männer noch 309 beträgt. In Oldenburg ist sie auf 62 heruntergegangen, in Württemberg hat sie sich nie über 94 erhoben, und aus den letzten Jahren ist überhaupt keine Zahl mehr angeführt. Die gesamte Seelenzahl der Altkatholiken belief sich im Jahre 1886 in Preußen auf 15 063, in Baden auf 14 635, in Hessen auf 1002. Der Rückblick am Schlusse des Werkes weist darauf hin, daß in demselben Maße, wie der Kampf gegen den Ultramontanismus in Preußen erlahmt ist, auch das Verhalten der Staatsregierung zum Altkatholizismus ein immer mehr ablehnendes geworden ist. Dennoch blickt der Verfasser nicht hoffnungslos und verzagt in die Zukunft. Der Abgang aller derer, die nur aus äußern Beweggründen, ohne innere Ueberzeugung sich der Bewegung angeschlossen hatten, erscheint ihm mehr nützlich als schädlich für die Sache.

„Die altkatholische Kirche — so schließt v. Schulte seinen Ausblick in die Zukunft — muß sich bewußt werden, daß sie durch ein wirklich echt christliches, katholisches, kirchliches Gemeindeleben dem Ziele entgegengeht, alle zu gewinnen, welchen am Herzen liegt, die katholische Religion auf der apostolischen Grundlage rein zu erhalten. Das römische Kirchenwesen schreitet immer mehr voran in der Veräußerlichung. Der Herz-Jesu- und Marien-Kultus hat bereits zu Erscheinungen in Schriften u. s. w. geführt, die an heidnische Zustände erinnern, dessen Steigerung führt zum Abgrunde; die Thatsache, daß durch päpstliches Dekret der Kirche Jesu Christi, in dem der Glaube den eingebornen Sohn Gottes sieht, in dem Nährvater Christi, dem heiligen Josef, welchen die heilige Schrift nur einigemale erwähnt, ein Patron gegeben wurde, der Geist, welcher sich in der päpstlichen Erhebung des Alfons Liguori zum Kirchenlehrer und in der förmlichen Erklärung der Philosophie und Theologie des Thomas von Aquino als Kirchenlehre ausprägt, steht in unlösbarem Gegensatze zur altchristlichen Anschauung. . . . Das Resultat wird sein, daß die Masse der Gebildeten dem Unglauben und Indifferentismus, die Volksmasse dem bloßen Formdienste, von dem zum Aberglauben und Unglauben nur ein Schritt ist, zugeführt wird. . . . Der Altkatholizismus hat für den einen Teil der Gesellschaft die Aufgabe, das erhaltende Element zu bleiben; möge er sich dessen immer mehr bewußt werden. Seine Zeit wird kommen. Man braucht kein Prophet zu sein, um es offen auszusprechen, daß der Kampf mit dem Staate und der römischen Hierarchie in absehbarer Zeit viel heftiger entbrennen wird, als in den Jahren 1871—1878, und zwar desto früher, je mehr die Staaten verkennen, daß falsche und gefährliche Grundsätze, welche die Massen ergreifen, zum Kampf auf Leben und Tod führen. Er wird zur vollen Trennung von Kirche und Staat führen. Tritt diese in den alten Staaten Europas, insbesondre im deutschen Reiche, ein, so wird die Macht der römischen Hierarchie gebrochen. Diese kann in den alten Staaten sich in ihrer bisherigen Stellung nur durch den Arm des Staates behaupten; wird dieser ihr mit dem Schatze der Privilegien und allen Folgen auf dem Gebiete des privaten und öffentlichen Rechts entzogen, dann fällt das auf den Papst aufgebaute Kirchentum zusammen, hört die Einheit des römischen Kirchentums auf. Je mehr die Regierungen die päpstliche Kirche und den Ultramontanismus dadurch stützen, daß sie aus politischen Beweggründen der auf die völlige Unterwerfung des Staates und die schrankenlose Beherrschung der Gesellschaft hinstrebenden hierarchischen Macht Vorschub leisten, desto sicherer, wenn auch vielleicht langsamer, wird es zu jenem Ausgange kommen. Wer nicht den Zerfall, nicht die Schwächung des Staates, sondern die Besserung innerhalb der Kirche und die Sicherung der Gesellschaft anstrebt, kann über den Weg nicht im Zweifel sein.“ B R

Die Annahme der kirchenpolitischen Vorlage im Abgeordnetenhause

Die Annahme der kirchenpolitischen Vorlage im Abgeordnetenhause ist gesichert und wird, wenn diese Zeilen in die Hände der Leser kommen, vollzogene Thatsache sein. Die von den Nationalliberalen beantragte Kommissionsberatung ist gegen die Stimmen einzig dieser Partei abgelehnt worden. Zentrum, Polen und Konservative (diese mit Ausschluß einer unerheblichen Minderheit) werden die Vorlage zum Gesetz erheben.

Unsre Stellung zu der für die Zukunft des deutschen Volkes wie des deutschen Protestantismus gleich wichtigen Angelegenheit ist in voriger Nummer von berufener Seite eingehend dargelegt worden. Die Bedenken gegen das Gesetz in der Fassung der Herrenhausbeschlüsse hat inzwischen eine öffentliche Erklärung vonseiten des Vorstandes des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen noch einmal kurz und bündig zusammengefaßt; sie ist noch heute wert, gelesen zu werden und soll darum weiter unten zum Abdruck kommen. Gleichwohl können wir das zu erwartende Ergebnis der Landtagsverhandlungen nur gutheißen.

Aus patriotischen Gründen. Nachdem die Regierung sich einmal nicht nur für die Vorlage, sondern auch für die Herrenhausbeschlüsse engagirt hatte, durfte die Entscheidung nicht anders fallen. Für den leitenden Staatsmann war der gefundene Kompromiß mit dem „ehrlichen, mächtigen Herrn“ in Rom, gleichviel ob er den endgiltigen Frieden schafft oder nicht, der Schlußstein langjähriger Bemühungen. Die unablässig drohende Gefahr kriegerischer Verwicklungen, sowie die von ihm ernster als von den meisten im Volke im Auge behaltene Gefahr des Sozialismus sind für ihn die starken Beweggründe, Frieden mit Rom zu schließen — nicht um jeden, aber um diesen hohen Preis. Es konnte niemanden überraschen, daß er bei solcher Veranlassung sozusagen die Kabinetsfrage stellte. Mit Bismarck war nach der Vorgeschichte der Vorlage ein andrer Ausgang nicht möglich, und ihn werden wir doch wohl, solange ihn uns Gott noch erhält, behalten wollen — nicht um jeden, aber selbst um diesen hohen Preis.

Wir würdigen deshalb ganz die Haltung der beiden konservativen Fraktionen, deren Mitglieder zum Teil mit schweren Herzen ihre Zustimmung erteilen werden. Wir freuen uns aber zugleich, daß die andre Partei, welche mit der konservativen das evangelische Volk vertritt, dem protestantischen Gefühl folgen konnte und durch ihren festgehaltenen Widerspruch den Papst darüber belehrt hat, daß das deutsche evangelische Volk trotz alledem zu den Friedensanwandlungen des Papsttums kein Zutrauen hat. Auch der Abgeordnete Stöcker hat den protestantischen Bedenken gegen diesen Kompromiß mit dem zweifelhaftesten Freunde, den der preußische Staat je gehabt hat, einen deutlichen und kräftigen Ausdruck gegeben.

So ist von mehr als einer Seite der Standpunkt des Protestantismus gewahrt worden. Dagegen hat die römische Partei in keiner Weise eine siegesfreudige Stimmung zur Schau getragen. Mag Windthorst aus physischen Gründen die Erklärung des Zentrums nur mühsam abgelesen haben, so entsprach dieses wirkungslose Auftreten der moralischen Lage, worin er mit seiner Partei sich befand. Für Protestanten ist es ein jämmerliches Schauspiel, diese tapferen Kämpen wider ihre innerste Ueberzeugung ihr Ja abgeben zu sehen. Mögen etliche die Disziplin der römischen Kirche auch diesmal bewundern: in Fragen der Religion — und eine solche ist diese Abstimmung für Windthorst und Genossen — gilt einem rechten Protestanten die Disziplin nichts, die eigne, persönliche Gewissensüberzeugung alles.

Aber auch von ultramontan-jesuitischem Standpunkte aus wird diese Kapitulation des Zentrums als Schmach und Niederlage bitter empfunden. Die Germania schrieb am 20.: „Daß das Zentrum sich als katholisch erweisen wird, ist ohne Zweifel; die Nichtbefriedigung über den Kirchengesetzentwurf in der Herrenhausfassung aber war Gemeingut der katholischen öffentlichen Meinung, mit **Ausnahme einiger katholischen Verräter und Feiglinge im Kulturkampf**, die sich jetzt aber in den Vordergrund drängen möchten, und mit Ausnahme einiger wenigen **Unklaren**,

Vertrauensseligen, Gutmütigen, Höflinge, Streber rc." Die Neißer Zeitung bemerkt, die von Herrn Windthorst auf der Kölner Versammlung formulirte Grabschrift des Zentrums müsse dahin abgeändert werden: „Von den Feinden nie besiegt, von den Freunden nie verlassen, aber vom Papste, für dessen Rechte es siebzehn Jahre gestritten und gelitten, verleugnet." Endlich die in Bonn erscheinende Deutsche Reichszeitung ist gar außer sich. Sie schreibt u. a.: „Uns thut die Zentrumsfraktion leid, die jetzt für das Gesetz stimmen soll. Sie soll also thatsächlich jetzt helfen, ein Gesetz zustande zu bringen, das sie sechzehn Jahre lang aufs äußerste bekämpft hat; sie muß sich mit eigner Faust ins Angesicht schlagen, sie muß den verhaßten Zug machen durchs kaudinische Joch. Wir glauben nicht, daß es dafür ein entsprechendes Aequivalent giebt. Das Opfer ist zu groß, als daß es ausgeglichen werden könnte. Die Gegner hohnlachen, daß es wirklich gelungen ist, daß das Zentrum thatsächlich jetzt hinunter schlucken muß, vor dem es sechzehn Jahre lang den größten Widerwillen gezeigt hat. Da man jetzt weiß, daß man von Rom aus das Zentrum veranlaßt hat, für das Gesetz in der Herrenhausfassung zu stimmen, setzen die Nationalliberalen sich aufs hohe Pferd und werden mit „nein" stimmen, da ihnen kein finsterer Blick des Fürsten Bismarck droht, der ja hocherfreut sein muß, dieses Gesetz gerade aus der Hand einer konservativ-ultramontanen Mehrheit, besonders aus der Hand der bisher erbittertsten Gegner desselben, von der bis in den Staub gedemütigten Zentrumsfraktion entgegen nehmen zu können. Damit hat er erreicht, wonach er so lange gestrebt. Er hat das Zentrum bis zur Vernichtung gedemütigt und eine noch härtere Hörigkeit und staatliche Dienstbarkeit der katholischen Kirche in Preußen, als sie vor 1848 bestand, wieder hergestellt. Beides war Bismarcks höchstes Ziel. Er hat es erreicht." — Sollen wir, was sie selbst mit schäumendem Munde als schimpfliche Niederlage bekennen, ihnen durchaus zum Siege stempeln? Das wäre Thorheit.

Gleichwohl: wie groß der Unmut und die Beschämung der Ultramontanen jetzt sein mag, da sie ihr unfehlbares Haupt in offenem freundlichen Einvernehmen mit dem evangelischen Kaiser sehen, so viel Ursache hat doch das protestantische Deutschland, sich vor den Folgen eben dieser Freundschaft und insbesondre des neuen Gesetzes zu hüten. Denn umsonst, aus reinem Wohlwohlen für das Reich oder gar für den Protestantismus hat der Papst diesen Frieden nicht geschlossen. Er hofft, so gewiß als er Papst ist, daß die evangelische Kirche die Zeche bezahlen werde. Er hofft nicht ohne Grund, daß die preußische Verwaltung ihm noch mehr gewähren werde, als das Gesetz ihm schon gegeben hat. Und hier bleibt der Appell des Evangelischen Bundes noch immer in Kraft; hier muß auch die Hammersteinsche Bewegung an ihrem Teile gewürdigt werden; hier kann man nur wünschen, daß die vielen gut protestantischen Worte, die im Abgeordnetenhause gefallen sind, einen lebendigen Wiederhall finden! Möchte insbesondre der Abgeordnete Gneist Recht behalten, wenn er sagte: „Der unbeabsichtigte Erfolg der ultramontanen Triumphe ist in Deutschland stets, die protestantische Indolenz aufzurütteln, die bis dahin alles dem Staate überläßt."

Es fehlt für heute der Raum, die Ausbeute auch noch mit einzubringen, welche die Verhandlungen für Kenntnis und Beurteilung der Stellung Bismarcks, bez. der preußischen Regierung, zur evangelischen Landeskirche und zum Antrage Hammerstein insbesondre geliefert haben. Der Reichskanzler hat Erklärungen abgegeben, die sich im wesentlichen vollständig mit der Anschauung decken, die in unserm Blatte vertreten worden ist. Die in solchem Betracht bedeutsamste Stelle seiner ersten Rede lautete nach dem stenographischen Berichte wie folgt:

„Eine Gleichheit der beiden Kirchen im preußischen Staate ist ja nach ihrer ganzen Beschaffenheit nicht möglich: sie sind inkommensurable Größen. Wollen Sie die volle Gleichheit haben, dann müssen Sie dem höchsten Oberhaupte der katholischen Kirche im preußischen Staate dieselben Rechte zuteilen, wie dem höchsten Oberhaupte der evangelischen Kirche; mit andern Worten: dieselben, die unser König besitzt. Das ist ja eine vollständige Unmöglichkeit. Solange das Oberhaupt der protestantischen Kirche das volle Drittel im Anteil an unsrer Gesetzgebung hat und im absoluten und alleinigen Besitz der vollziehenden Gewalt ist, mit andern Worten: solange der König von Preußen Oberhaupt der evangelischen Kirche ist, ist von einer formalen Gleichheit zwischen beiden Kirchen garnicht zu sprechen. Außerdem steht noch im Wege, daß beide Kirchen auf ganz andern Fundamenten stehen: die katholische Kirche ist durch ihre Geistlichkeit, durch den Klerus vollständig hergestellt und abgeschlossen; sie könnte ohne Gemeinde bestehen, die Messe kann gelesen werden ohne Gemeinde; die Gemeinde ist ein nützliches Objekt der Bethätigung des christlichen Sinnes der katholischen Kirche, aber sie ist zur Existenz der Kirche durchaus nicht erforderlich. In der protestantischen Kirche aber ist die Gemeinde durchaus die Grundlage; die ganze Kirche, der ganze Gottesdienst ist ohne Gemeinde undenkbar, und die ganze protestantische Kirchenverfassung beruht ursprünglich dem Kirchengedanken gemäß auf der Gemeinde..... Der protestantischen Kirche kann damit nicht geholfen werden, daß man das Gewicht der Gemeinde in ihr vermindert und das Gewicht der Geistlichkeit in ihr verstärkt; auch dadurch nicht, daß innerhalb der Geistlichkeit und innerhalb der kirchlichen Obrigkeiten überhaupt der Schwerpunkt verschoben wird; ihr kann geholfen werden durch reichlichere, bessere Dotation, durch bessere Ausstattung, aber nicht durch einen gesetzgeberischen Eingriff in ihre Verfassung. Also glaube ich, daß die evangelische Kirche von diesen Konzessionen und selbst von größeren, wenn wir sie der katholischen Kirche zu machen genötigt wären, in ihrer unabhängigen Bedeutung im preußischen Staate nichts zu fürchten hat. Die katholische Kirche ist im preußischen Staate ursprünglich im Gastrecht gewesen, und daraus ist allmählich ein Mitbesitzer des Hauses geworden; aber der ursprüngliche Besitzer ist immer der preußische Staat gewesen, und eine solche Gleichstellung führt uns zum Nonsens." R

Vom Evangelischen Bunde

(Kundgebung zur kirchenpolitischen Vorlage) Der provisorische Vorstand des Evangelischen Bundes hat unter dem 13. April folgende Erklärung veröffentlicht:

An unsre evangelischen Glaubensgenossen.

Die preußische Staatsregierung hat nach Verständigung mit dem päpstlichen Stuhle im Herrenhause eine Gesetzesvorlage eingebracht, welche den Abbruch der Mai-Gesetzgebung vollenden, den endgiltigen Friedensschluß mit Rom besiegeln soll. Die Kommission des Herrenhauses ist auf Antrag des Bischofs Kopp in ihren Zugeständnissen noch über das Maß der Regierungsvorlage hinausgegangen; die Beschlüsse des Herrenhauses haben, wiederum auf Antrag des Bischofs Kopp, die Kommissions-Anträge überboten. Auch durch diese Beschlüsse ist der Bischof noch nicht zufrieden gestellt. Weitere Zugeständnisse erhofft er vom Abgeordnetenhause. — Der Führer des Zentrums bezeichnet alles Bisherige als ungenügend; er fordert die Rückkehr der Jesuiten; er hat verkündigt, nach Beendigung des Kulturkampfes werde ein ungleich heftigerer Kampf um die Schule entbrennen. — Seit dem Jahre 1880 ist der Staat Schritt für Schritt zurückgewichen. Jede Nachgiebigkeit hat die Ansprüche gesteigert.

Man kann die politischen Erwägungen verstehen, welche den Reichskanzler bestimmen, weit über die bisher innegehaltene Grenze hinaus die Friedenshand entgegenzustrecken. Der um die Begründung des deutschen Reiches so hoch verdiente Staatsmann möchte Deutschlands Bestand sichern gegen jeden äußeren Feind, auch gegen den, welcher seine Soldaten in unserm eignen Lager hat. Wir erkennen an, daß die römische Frage nicht bloß eine kirchliche, sondern auch eine politische Seite hat. Aber darum kann und darf das evangelische Volk die kirchliche Bedeutung derselben nicht vergessen. Die fortschreitende Stärkung der römischen Macht ist die fortschreitende Bedrohung des kirchlichen Friedens. Wir Evangelischen wünschen nichts sehnlicher, als in Frieden mit unsern katholischen Landsleuten zu leben. Aber für Rom bedeutet jedes neue, dem Staate abgerungene Zugeständnis eine Stärkung seiner Machtmittel im Kampfe gegen den deutschen Protestantismus, zu dem seine Bischöfe sich dem Papste eidlich verpflichtet haben. Dauernder Friede mit Rom wäre nur um den Preis bedingungsloser Unterwerfung zu erreichen.

Es ist Sache des Staates, zu erwägen, mit welchen Opfern an Hoheitsrechten er seinen Frieden mit dem Papsttum erkaufen kann. Aber eine tiefe Beunruhigung durchzieht das evangelische Volk, wenn jener Friede den kirchlichen Frieden, den inneren Frieden der Nation bedroht. Diese Bedrohung tritt ein, wenn die Einheit unsrer nationalen Bildung durchbrochen, wenn ein Teil der deutschen Jugend, von jeder Berührung mit dem geistigen Gesamtleben unsers Volkes abgesperrt, im Glaubenshasse gegen seine evangelischen Landsleute heranwächst! Die Wiedereröffnung der Priesterseminare, denen die Knabenseminare folgen werden, bezeichnet einen Schritt auf dieser abschüssigen Bahn.

Noch weit verhängnisvoller wäre die Zurückrufung der Orden, dieser streitbaren Armee der römischen Kirche. Bisher waren allein die krankenpflegenden Orden gestattet. Seit dem Jahre 1880 haben diese, wie der Kultusminister bezeugt, einen „erstaunlichen Aufschwung“ genommen. Ihre Niederlassungen haben sich von 615 auf 792, ihre Mitglieder von noch nicht 5000 auf mehr als 7000 vermehrt, und soeben ist die Aufnahme neuer Ordensglieder noch weiter erleichtert worden.

Jetzt sollen auch diejenigen Orden und ordensähnlichen Kongregationen wieder einziehen, welche sich der „Aushilfe in der Seelsorge, der Uebung der christlichen Nächstenliebe, dem Unterrichte und der Erziehung der weiblichen Jugend in höheren Mädchenschulen und gleichartigen Erziehungsanstalten widmen,“ sowie die, „welche ein beschauliches Leben führen.“

Die Regierungsvorlage hatte jede weitere Wiederzulassung wenigstens von Beschlüssen des Staatsministeriums abhängig gemacht. Das Herrenhaus will auch diesen Damm durchbrechen. — Die Regierungsvorlage schloß noch die mit Unterricht und Erziehung sich beschäftigenden Orden aus und wahrte damit den Grundsatz, daß die Schule Sache des Staates ist. Das Herrenhaus hat kein Bedenken getragen, mit Preisgebung selbst dieses Grundsatzes dem römischen Zwischenhändler sich gefällig zu erweisen. — Erlangt dieser Beschluß Gesetzeskraft, so wird fortan ein erheblicher Teil der weiblichen deutschen Jugend zu religiöser Unduldsamkeit erzogen werden, zugleich aber sein Gemüts- und Geistesleben unter den beherrschenden Einfluß von Personen gestellt, in deren Augen das Familienleben einer niedrigeren sittlichen Sphäre angehört. Auch würden dieser Gebietsabtretung weitere unausbleiblich folgen. Wer die Schulschwestern zuläßt, kann die Schulbrüder auf die Dauer nicht ausschließen. Schritt für Schritt wird die Schule — das einzige Gebiet, auf welchem der Staat dem Eindringen des Ultramontanismus noch zu wehren und ihm wirksam zu begegnen vermag — der römischen Priesterschaft und ihren Werkzeugen ausgeliefert werden.

Daß der warnenden Stimme gegen den Inhalt der Regierungsvorlage selbst, welche wir noch in letzter Stunde erheben, Gehör geschenkt werde, wagen wir kaum zu erhoffen. Aber sicher liegt es in der Hand des Abgeordnetenhauses, der Unersättlichkeit des Ultramontanismus, welcher den unfehlbaren Papst noch zu überbieten scheint, ein „Bis hierher und nicht weiter“ zuzurufen. Hoffen und erwarten wir, daß die Zugeständnisse an die römische Kirche wenigstens die Grenze der Regierungsvorlage nicht überschreiten werden!

Nicht um die Zukunft der evangelischen Kirche sind wir besorgt. Uns bangt vor den Erschütterungen und Kämpfen, die über unser Volk heraufbeschworen werden.

Unerschüttert bleibt unser Vertrauen auf seinen gottgewollten Beruf, unerschüttert unsre Zuversicht auf die siegreiche Macht des Evangeliums! Aber laut mahnen die Ereignisse, welche vor unsern Augen sich entwickeln, zur Wachsamkeit, zu desto ernsterer gemeinsamer Arbeit!

Umso enger wollen wir uns zusammenschließen im Glauben an die seligmachende Wahrheit des göttlichen Wortes, im Dienste der Wahrhaftigkeit und der Gesittung, in der Vaterlandsliebe, in der Treue gegen Kaiser und Reich.

Es gilt die Sache Gottes und seines Evangeliums. Er wird nicht dulden, daß unserm deutschen Volke seine Krone, die evangelische Wahrheit und Freiheit, genommen werde!

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(Siebenbürgen) Der in Mediasch verstorbene Privatlehrer Adolf Weinrich hat dem dortigen Gustav-Adolf-Zweigverein 100 Gulden testamentarisch hinterlassen. Die Gabe macht einen umso rührenderen Eindruck, da der Jahresbericht des Siebenbürgischen Gustav-Adolf-Vereins dieselbe als „schwer und sauer verdiente Ersparnisse des seit Jahren erblindeten Mannes“ bezeichnet. H

(Baiern) Der in Ansbach erschienene 35. Jahresbericht des Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung für Bayern „diesseits des Rheins“ bringt folgende bedeutsame Auslassung:

„Es könnte sein, daß die Lust, bairische Diasporagemeinden zu fördern und zu pflegen, den auswärtigen Vereinen gemindert würde durch harte Worte und scharfe Vorwürfe, die dann und wann aus unsrer Landeskirche wider den Gustav-Adolf-Verein vernommen werden, oder daß man draußen glaubte, unsre bedürftigen Glaubensgenossen würden vom lutherischen Gotteskasten ausreichend versorgt und könnten deshalb die früher gewährte Unterstützung entbehren. Wir werden den Gustav-Adolf-Vereinsmitgliedern in Nürnberg [bei der großen Jahresversammlung im Herbste] hierüber Rede stehen. Hier wollen wir nur betonen, daß jene Stimmen noch kein Recht haben, für die Stimme unsrer Landeskirche zu gelten, und daß unsre Diaspora mit dem, was ihr der lutherische Gotteskasten gewährt und gewähren kann, nicht zu bestehen vermöchte. . . .

„Der Zweigverein Neustadt a. S. hat zu unserm großen Bedauern sich aufgelöst; der hierfür angegebene Grund konnte uns von der Notwendigkeit eines solchen Schrittes nicht überzeugen. . . .

„Erfreulich ist uns das entschiedne Verlangen nach protestantischen Schulen. Unsre Diaspora weiß offenbar wohl, warum sie darnach strebt. Die uns vorliegenden Berichte zeigen überall eine hohe Ziffer gemischter Ehen und unter diesen eine kleine Ziffer von Ehen mit evangelischer Kindererziehung. Der Grund liegt am Tage. Ohne protestantische Schule ist Erziehung für die protestantische Kirche kaum oder garnicht möglich. Gern helfen wir daher, soweit wir irgend imstande sind, zur Errichtung und Befestigung protestantischer Schulen in der Diaspora. Gott setze nur auch in jede solche Schule einen gewissenhaften, kirchlich und christlich gesinnten Lehrer, der die Jugend und die Erwachsenen im Bekenntnis des Evangeliums stärken und fördern kann!“ H

(Schottland und Italien) Auf der Waldenser-Synode im September 1886 zu Torre Pellice sprach der Deputirte der freien Kirche Schottlands, Rev. Ronaldson Rose: „In Schottland bestehen zwei dem Evangelium feindliche Hauptströmungen: der Ritualismus und der Unglaube. Die Quelle jeglichen Ritualismus ist das Papsttum. Wir haben geglaubt, in Schottland vom Papste für immer befreit zu sein. Aber eine vor einem Monat im Herzen Schottlands abgehaltene Papistenversammlung — etwas, was seit mehr als dreihundert Jahren nicht mehr dagewesen — und die Umtriebe der Jesuiten zeigen uns zur Genüge, welcher Art die Bestrebungen des Papsttums sind. Ihr könnt uns in der Bekämpfung der Macht des Papstes unterstützen, indem ihr Italien evangelisirt und die Wahrheit der Bibel frei emporhaltet, wie ihr auch gethan.“ Auf diese (französisch gehaltene) Ansprache antwortete Signor Geymonat, der Synodalpräses, in seiner italienischen Muttersprache: „Viel haben wir von euch empfangen, einzeln sowohl als auch gemeinschaftlich zur Unterstützung unsrer Arbeit. Was sollen wir für euch thun? Ihr bittet, daß wir euch beistehen. Wir sind das imstande, und darum sammeln wir auch mit Zuversicht unter euch. Indem wir den Papst in seinem Hause bekämpfen, kämpfen wir für alle protestantischen Kirchen; ist der Katholizismus hier einmal bezwungen, dann siegt das Evangelium überall.“ H

Aus der Heidenmission

(Merkwürdige Denkmäler) Im südlichen Sibirien, im Gebiete von Semiretschinsk, sind neuerdings außerordentlich interessante Gräberfunde gemacht worden, welche einen Einblick in ein bisher fast völlig unbekanntes Blatt der christlichen Missionsgeschichte gestatten. Es sind dort nämlich eine große Anzahl nestorianischer Begräbnisinschriften entdeckt worden, welche, in syrischer Sprache geschrieben, uns über eine ganze christliche Epoche in diesen mittleren Teilen Asiens Aufschluß geben, und zwar aus einer Zeit, wo bisher für den Geschichtsforscher alles im Dunkeln lag. Die Inschriften, welche besonders viele türkische Namen aufweisen und von einem an das Georgskreuz erinnernden Kreuzeszeichen begleitet sind, stammen aus den Jahren 855 bis 1316. Diese Funde weisen von neuem auf die umfangreiche Missionsthätigkeit der von der herrschenden Kirche seiner Zeit unterdrückten und vielfach vertriebenen Nestorianer hin. Dieselben kamen schon im fünften Jahrhundert nach Herat und Samarkand und haben von dort offenbar die erste Kunde vom Christentum noch weiter ostwärts getragen. Fand doch im Jahre 1254 eine französische Mission in der mongolischen Residenz am Orchon bereits Christen vor. Es gab damals in Karakorum neben zwölf buddhistischen Tempeln und zwei Moscheen eine christliche Kirche.

Auf diese Weise ist eine Brücke geschlagen zu der bisher rätselhaften christlichen Inschrift, welche 1625 nahe bei der Stadt Sin-jan in China gefunden wurde und von welcher man anfangs der Meinung war, die Jesuiten hätten sie betrügerischerweise hergestellt. In der That war es höchst befremdlich, wie jene Marmortafel mit dem eingemeißelten Kreuze nach Ostasien gekommen sein sollte. Die Inschrift lautet: „Der vollkommenste Schöpfer des Alls, Aloa (syrisch: Gott) schuf zwei Geister und sichtbare Geschöpfe, und zuletzt den Menschen mit einer Seele. Allein der erste Mensch wurde verführt und fiel; daraus entstanden falsche Gesetze und unwahrer Glaube. Darum nahm der allgütige Messias menschliche Gestalt an, wurde als der allerheiligste Mensch von einer reinen Jungfrau in Judäa geboren; ein bisher ungesehener Stern leuchtete bei seiner Geburt und führte die Könige mit Gaben, ihn zu verehren; es erfüllte sich das Gesetz und die Propheten. Ueber seine Thaten und Lehren haben wir 27 Bücher, in ihnen liegt der hoffnungsvolle Pfad zur ewigen Seligkeit.“ Diese Inschrift ist in chinesischen Schriftzeichen mit syrischen Buchstaben untermischt eingemeißelt, und zwar von einem Mönch Gingin im Jahre 781. Sie erhält in unsrer Zeit durch jene neueren Funde in Mittelasien ein erhöhtes Interesse; sehen wir doch daraus, daß sich im frühen Mittelalter bereits eine Kette christlicher Kirchen durch ganz Asien von Westen nach Osten hingezogen hat und daß auch das „Reich der Mitte“ schon um dieselbe Zeit von der christlichen Mission in Angriff genommen wurde, als das deutsche Land sich derselben erschloß. Wie diese Pflanzungen der christlichen Kirche mit Ausnahme jenes Steines wieder zu Grunde gegangen sind, wird wohl für immer in Dunkel gehüllt bleiben, falls unser Landsmann Faber, der eifrige Missionsarbeiter in China, nicht in den alten chinesischen Schriften eine Aufklärung darüber findet. P

(Religiöse Verwirrung in Japan) Neulich wurde in Nagasaki die Gemahlin des Gouverneurs Kusaka beerdigt, wobei die Leichenfeier in einem buddhistischen Tempel stattfand. Es nahmen daran fast sämtliche europäische Konsuln und viele andre europäische Herren und Damen teil. Ein Missionar hielt eine Rede in englischer Sprache, und endlich traten mit den buddhistischen Japanern auch die christlichen Europäer an den neben dem Sarge aufgestellten Altar, warfen Weihrauch ins Feuer und machten eine tiefe Verbeugung. Keiner der Anwesenden schien etwas Unpassendes in dieser Teilnahme an heidnischem Brauche zu finden. Nur der anglikanische Missionar Hutchinson, welcher durch einen ausführlichen Bericht in den Tagesblättern von dem Vorfall Kunde erhielt, protestirte von der Kanzel der englischen Kirche am nächsten Sonntage energisch gegen diese Verleugnung des christlichen Glaubens. P

(Eingeborene Prediger in Indien) Die heidnischen Millionen Indiens sind schon seit mehr als hundert Jahren der Gegenstand evangelischer Missionsthätigkeit, deren Erfolge zwar auch numerisch durchaus nicht unbedeutend sind, jedoch bei den riesigen Dimensionen des Landes öffentlich noch wenig in die Augen fallen. Ein deutlicher Beweis aber von der fortschreitenden Christianisirung des Landes ist die immer wachsende Zahl der eingebornen Prediger, welche in der Regel aus solchen Familien hervorgehen, in welchen sich bereits Eltern und Großeltern dem christlichen Glauben zugewendet haben. Die deutschen Missionen, welche ein Arbeitsfeld in Indien haben — so die Goßnersche, die Leipziger und die Baseler Mission — ziehen sich auf diese Weise schon einen Teil ihrer Missionare aus den Eingebornen heran. Allen voran aber scheint in dieser Hinsicht die englische Ausbreitungsgesellschaft zu sein, in deren indischer Mission vor kurzem fünfzehn eingeborne Prediger vom Bischof Caldwell in Tinnevelly ordinirt wurden. Es waren bis auf einen lauter Eingeborne von Tinnevelly. Sie haben zum größten Teile auf der Universität Madras studirt. P

(Katholische Mission in Ostafrika) Kaum hat das evangelische Deutschland die neuen Besitzungen in Ostafrika mit einer evangelischen Mission zu versorgen angefangen, so rüstet auch Rom, um der protestantischen Kirche dort, wie überall, Konkurrenz zu machen. Schon vor einigen Jahren wurde zu Reichenbach bei Regensburg eine katholische Missionsanstalt ins Leben gerufen, von welcher gesagt wurde, daß sie Missionsarbeiter für deutsche Kolonien heranbilden sollte. Das ist bisher in aller Stille geschehen, ohne daß man erfuhr, welches der deutschen Schutzgebiete für eine katholische Mission in Aussicht genommen war. Eine ziemlich große Anzahl von Priestern und Laienbrüdern steht zur Aussendung bereit, und zwar, wie jetzt bekannt wird, nach dem Gebiete der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Mit der letzteren sind in München schon Verhandlungen gepflogen worden, welche zu einem befriedigenden Abschlusse geführt haben.

In wenigen Monaten werden zwei bis drei Geistliche mit zwölf Laienbrüdern nach Ostafrika abgehen, und diese Aussendung soll sich jedes Jahr wiederholen. In den katholischen Kreisen Baierns findet der Plan sehr viele Sympathien; auch der Erzbischof von München hat die Sache durch Wort und That unterstützt. In kurzer Zeit sind 50 000 Mark für diese neue Mission aufgebracht worden, sodaß man nicht zweifeln kann, daß wir es hier mit lebenskräftigen Anfängen zu thun haben.

Das neue deutsche Schutzgebiet in Ostafrika ist ja groß genug, um diesen katholischen Missionaren neben den bisher ausgesandten evangelischen Glaubensboten Platz zu gewähren, sodaß „schiedlich, friedlich“ gearbeitet werden könnte. Leider lehrt uns aber die Erfahrung, daß die katholischen Missionen sich mit Vorliebe in der Nähe der evangelischen niederlassen. Sie scheuen kein Mittel, um dieselben zu verdächtigen und zu verdrängen, und spekuliren meistens nicht vergeblich auf die Anziehungskraft des blendenden römischen Ritus. Die evangelischen Missionsgesellschaften für Ostafrika, vor allem die noch in den ersten Anfängen stehende zu Berlin, sehen darum nicht ohne Besorgnis auf die zahlreichen katholischen Sendboten.*) Pastor Diestelkamp, der Vorsitzende der Deutsch-Ostafrikanischen Missionsgesellschaft, hat daher soeben einen Aufruf veröffentlicht; er bittet, seine Gesellschaft durch reichliche Missionsgaben in den Stand zu setzen, auch ihrerseits das neue Missionsgebiet in kräftiger Weise in Angriff nehmen zu können. Missionsinspektor Büttner (Berlin N., Weinbergsweg 10) ist bereit, Gaben dafür entgegen zu nehmen. P

(Aus Kamerun) Die Uebernahme der englisch-baptistischen Station Victoria, welche bisher noch eine englische Enklave im deutschen Schutzgebiete von Kamerun bildete, durch die baseler Missionare hat nun endlich stattgefunden. Die vier Baseler Missionare wurden von dem schwarzen Baptistenmissionar Fuller begrüßt und in die schon bestehende Missionsgemeinde eingeführt. Die Freude über die Erreichung ihres Zieles ward leider durch einen heftigen Fieberanfall, welchen einer der Ankömmlinge, Bruder Becher, hatte, sehr getrübt. Schon wenige Tage nachher starb er, das erste Opfer des mörderischen Klimas. Möge die junge Mission vor weitern schweren Schlägen bewahrt bleiben! P.

(Vom Kongo) Im Kongostaate scheint man neuerdings „den Bock zum Gärtner“ gemacht zu haben. Die neuesten Nachrichten über den Zug Stanleys, welcher bekanntlich zur Befreiung Emin Beys (Dr. Schnitzler) ausgezogen ist, bringen die Mitteilung, daß Stanley den berüchtigten arabischen Händler Tippu Tip angeworben hat, um die Befreiung Emin Beys zu unterstützen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der letztere als eine seiner wichtigsten Aufgaben die Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels betrachtet, und daß anderseits Tippu Tip der gefürchtetste Sklavenjäger Innerafrikas ist, so darf man vermuten, daß ihre Begegnung für beide nicht angenehm sein kann. Verhängnisvoller indes dürfte noch der Umstand werden, daß man dem Muhamedaner Tippu Tip eine Station des Kongostaates anvertraut. Derselbe soll Statthalter der Station an den Stanleyfällen werden. Es wurde in der ganzen christlichen Welt mit Freuden begrüßt, daß im Kongostaate ein Damm gegen das Vordringen des Islam nach Süden hin aufgerichtet wurde. Durch diese Ernennung des Sklavenjägers zum Statthalter, welche vom belgischen Könige schon bestätigt sein soll, werden solche Hoffnungen jedenfalls sehr herabgestimmt.

Am mittleren und unteren Kongo dagegen macht die christliche Mission gute Fortschritte. Besonders von den Arbeitsfeldern der amerikanischen und englischen Baptisten laufen gute Nachrichten ein. Sie haben schon mehr als zehn Stationen am Kongo und in dessen Nähe errichtet. In San Salvador entschieden sich im vergangenen Dezember etwa hundert Heiden, ihren Götzen zu entsagen und sich an Gottes Wort zu halten. Aehnliche Erweckungen werden auch von weiter landeinwärts gelegenen Stationen berichtet. P

(Ein Notschrei aus Afrika) In London sind vor kurzem Vertrauensmänner der großen englischen Missionsgesellschaften, der Church Missionary Society, der Society for the Propagation of the Gospel und der Universities' Mission zusammengetreten, um über die durch den Spiritushandel in Afrika geschaffenen Zustände sich zu beraten. In einem Gutachten des Rev. Horace Waller sind die aus Afrika eingegangenen Mitteilungen zusammengestellt; sie melden Thatsachen, die geeignet sind, die christlichen Kreise Europas aus ihrer bisherigen gleichgiltigen Haltung den furchtbaren Verwüstungen des Branntweins gegenüber aufzurütteln. Nicht nur in einem oder zwei, sondern in mehreren dichtbevölkerten Landstrichen ist unter den Eingebornen eine spontane Bewegung im Gange, den Fluch der Trunkenheit, den ihnen die Berührung mit den zivilisirten Weißen gebracht, abzuschütteln. Aber diesem Verlangen stehen die thatsächlichen Verhältnisse vielfach hindernd entgegen. In vielen Ländern werden die Eingebornen, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, für ihre Tagesarbeit mit Fusel abgelohnt, in dessen Banden sie auf diese Weise festgehalten werden. In andern Gegenden ist es nach 11 Uhr mittags nicht mehr möglich, Eingeborne zur Arbeit zu mieten, weil um diese Stunde schon die Trunkenheit alle sinnlos gemacht hat. Manche europäische Händler, die anfangs dem Schnapshandel entgegenzuwirken versuchten, haben diesen Widerstand aufgeben müssen, weil der Spirituosenhandel trotzdem überall Fuß faßte. Eine Küste, 250 (englische) Meilen lang, verbraucht jährlich 20 000 Tonnen Branntwein. Soweit wir, erklärte ein presbyterianischer Missionar, in das Innere des Landes eingedrungen sind, die Ginflasche ging uns immer voraus. Ein einziges Fahrzeug, berichtet Archidiakon Hamilton, brachte für nur zwei Faktoreien 20 000 Fässer Gin und Rum, mit dem Resultate, daß in Bonny alle zehn bis zwölf Yards Schnapsbuden errichtet wurden, um die sich täglich das wüsteste Getobe erhob. Der europäische Handel mit Spirituosen hat, das ist das fast allgemeine Urteil der Reisenden in jenen Landstrichen, den Neger in einen viel tieferen Abgrund sittlicher Verderbtheit gestürzt, als er vorher war. Und jetzt beginnen die Eingebornen selbst den von den Weißen ihnen gebrachten Fluch an seinen Wirkungen zu erkennen, sodaß an verschiednen Orten die Stammeskönige und -Häuptlinge ihre Stimme gegen die Einführung des Schnapses erhoben und um Schutz gegen denselben gebeten haben. Die Missionsgesellschaften vertrauen darauf, daß der Schrei, der aus dem dunkeln Erdteil zu uns herüberklingt, die Herzen der Christen in Europa aufrüttle zu kräftigem Widerstande gegen die verderblichen Praktiken einer gewissenlosen Handelsclique. B

(Allgemeine Missionskonferenz) Eine allgemeine Missionskonferenz soll im Jahre 1888 in London, in den großen Räumen der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, abgehalten werden. Ein vorbereitendes Meeting von Vertretern von 14 Missionsgesellschaften ist im vorigen Monat abgehalten worden und ein vorläufiger Fonds zur Deckung der Kosten im Betrage von 40 000 M. bereits gezeichnet. Die Erfolge der im Jahre 1878 in London abgehaltenen Generalkonferenz auswärtiger Missionen haben den Gedanken einer Wiederholung jener gesegneten Tage nahe gelegt, und es scheint alle Aussicht vorhanden, daß das Missionskonzil in Wahrheit ein allgemeines wird. Obgleich die Liste derjenigen Gesellschaften, welche das Konzil zu beschicken gedenken, noch nicht abgeschlossen ist, haben bereits gegen sechzig Gesellschaften ihre Beteiligung zugesagt und Delegirte ernannt. An der Versammlung von 1878 nahmen außer sechs amerikanischen die Berliner, Basler und Rheinische Missionsgesellschaft teil; auch diejenige von Paris hatte Vertreter gesandt. Eine noch allgemeinere Beteiligung wird für die kommende Konferenz erwartet, die die Einheit des protestantischen Geistes und seiner Aufgaben dem Heidentume gegenüber darzustellen berufen ist. Mit Recht weist das vorbereitende Komitee in seinem Ausschreiben darauf hin, daß „es seit den Tagen der Apostel niemals eine Zeit gegeben habe, in der es von größerer Wichtigkeit als jetzt gewesen sei, daß alle diejenigen, die ihren Heiland in Demut und Einfalt lieb haben, in der Einheit seines Geistes und durch die Bande seiner Liebe verbunden arbeiten, damit das Evangelium aller Kreatur gepredigt werde.“ So groß die Erfolge der letzten Jahrzehnte gewesen, so groß sei die Aufgabe und die Verantwortlichkeit der Gegenwart dem Herrn der Kirche gegenüber. B

*) Unsers Erachtens war es Sache der Ostafrikanischen Gesellschaft, die Wirkungskreise der römischen und evangelischen Mission von vornherein so bestimmt abzugrenzen, daß Uebergriffe und Zusammenstöße für alle Zukunft ausgeschlossen sind. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Bekanntmachung

Auf dem preußischen Eichsfeld ist die evangelische Pfarrstelle von **Kirchohmfeld** bei Worbis mit dem Filial Kaltohmfeld zu besetzen. Bewerber haben ihre Meldung bei dem Grafen **von Wintzingerode** zu Merseburg einzureichen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig